

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 44 (1964-1965)
Heft: 3

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER

TEXTE DER KIRCHENVÄTER

Noch weit über die Reformation hinaus blieben die Texte der Kirchenväter im lebendigen Bewußtsein beider Kirchen erhalten. Aber nicht nur in der offiziellen Lehre der reformierten (vor allem lutherischen) Kirche und des Katholizismus nahmen die Kirchenväter im Sinne einer *Theologia patristica* einen festen und traditionell gesicherten Platz ein, auch bei den Dissenters verschiedenster Prägung genossen sie autoritative Geltung und konnten als wortmächtiges Verdikt gegen die «Mauerkirchen» sehr wirksam eingesetzt werden. Zu erinnern ist nur an die *Guldin Arch* des Geschichts- und Kulturphilosophen Sebastian Franck, die mitten im Reformationszeitalter 1538 erschien und mit unendlich vielen Väterziten eine unsichtbare Kirche des Geistes promulgierte. Die Beispiele spiritueller Wirksamkeit der Vätertheologie ließen sich leicht bis in die Neuzeit hinein belegen: beinahe jede evangelische Erneuerungsbewegung bezieht sich implizit oder explizit auf diese frühe und erste christliche Reflexion der Glaubensfakten. Insofern sind die Schriften der Kirchenväter ein geistiges Phänomen, das grundsätzlich nicht innerhalb der Klammer der Konfessionsentzweigung seinen Platz hat, sondern ist umgekehrt ein rückwärtiger Bezugspunkt *aller* Christen, in dem sie gemeinsame Anliegen gleichsam im Quellgrund wiederfinden dürften.

Kirchenväter sind nach der Definition des Vinzenz von Lérins (Mitte des 5. Jahrhunderts) jene Schriftsteller des Altertums, die in ihrer Zeit und an ihren Orten in der Einheit des Glaubens und der Gemeinschaft der damaligen Kirche bewährte Lehrer waren. Zumeist handelte es sich um die Bischöfe der ersten nachchristlichen Jahrhunderte. Dogmengeschichtlich betrifft es mithin (vor allem im Osten) die Periode der Ausbildung des

trinitarischen und christologischen Dogmas in Frontstellung gegen frühe Irrlehren wie Arianismus, Nestorianismus, Monophysitismus usw. Theologiegeschichtlich lassen sich schon hier innerhalb des einen, christlichen Glaubens verschiedene Schulen feststellen. Und schließlich ist unter der «Väterzeit» jener Zeitraum zu verstehen, der sich von der ersten nicht mehr apostolischen Glaubensreflexion bis zum Tod des Isidor von Sevilla im Westen (636) und des Johannes von Damaskus im Osten (750) erstreckt, also etwa mit dem 8. Jahrhundert aufhört. Das sind die äußeren Umschreibungen.

Inhaltlich darf man das Ereignis der Vätertheologie als einen der faszinierendsten geistesgeschichtlichen Vorgänge bezeichnen: im Aug-in-Auge zu einer vielfältig geschichteten und differenzierten Philosophie der Spätantike versucht das junge Christentum auf Grund seiner evangelischen Glaubensgrundlage eine Inkarnation in die Geschichte. Im Widerspiel zwischen Neuplatonismus und eigenem evangelischem Rückhalt entsteht ein Ineins von philosophischem Christentum, das in seiner Art unbedingt eine groß und großmütig organisierte Weltanschauung auf christlicher Grundlage zu nennen ist (obwohl dieses Ereignis bis heute immer wieder — wer weiß, mit wie viel Recht? — als *der* Sündenfall des jungen Christentums hingestellt werden kann). Der Konnex von Reflexion (die ebenso biblisch ist wie philosophisch!) und ins Leben greifender, die letzte Geste noch bestimmender religiöser Form ist jedoch hier unbezweifelbar exemplarisch.

Die anzuzeigenden drei Bände einer auf fünf Bände geplanten, thematisch geordneten Auswahl der *Texte der Kirchenväter*, vom Kösel-Verlag München vorbildlich herausgegeben, sind oder könnten die Prüfsteine

dafür werden, ob die Vätertheologie des Frühchristentums in der geistigen Welt der Gegenwart noch ein lebendiges Echo auszulösen vermag oder ob — in einer nicht ungeraden Umkehrung der Fragestellung — der moderne Mensch noch den geistigen Atem besitzt, diesen Texten in echter Teilnahme und mit innerer Bereicherung zu folgen¹. Der Herausgeber *Alfons Heilmann*, der die Texte unter wissenschaftlicher Mitarbeit von *Heinrich Kraft* zusammengestellt und herausgegeben hat, macht es dem Leser relativ leicht. Unter völliger Preisgabe irgendwelcher historischer Gesichtspunkte und unter Herausstellung des Systematisch-Thematischen werden die dargebotenen Texte gleichsam ihrem eigenen Impetus freigegeben. Das Thema dominiert, dem Text ist aufgegeben, es einzuholen. Daß das immer wieder Ereignis wird und daß an und für sich spröde, in Katechismen und Scholastizismen erstarrte Gedanken in diesen wahrhaften *Litterae sacrae* zu wirkendem Leben erwachen, ist vielleicht das schönste und beste Zeugnis, das man dieser Auswahl ausstellen darf.

Band I ist den Themen: Gott, Schöpfung, Mensch, Sünde (Versuchung und das Böse) gewidmet. Vielleicht ist nirgends so deutlich gesagt worden wie in den Väteraussagen über Gott, daß sich Reden und Schweigen, Erkennen und Suchen des Menschen in letzter Analyse mit der Existenz Gottes, die nie endgültig beredbar, erkennbar oder sogar sichtbar sein kann, zu bescheiden hat. Die theologische Differenz zwischen Schöpfer und Geschöpf ist unübersteigbar. Hieronymus zum Beispiel bringt dieses Verhältnis folgendermaßen zur Sprache: «Wir wissen also, daß es einen Gott gibt, und wir wissen auch, was er nicht ist; aber was und wie er ist, können wir nicht wissen. Da er aber uns gegenüber voller Güte und herablassender Milde ist, so daß wir wenigstens etwas von ihm erkennen können, vermögen wir aus den uns erwiesenen Wohltaten zu fühlen, daß er ist. Aber wie er beschaffen ist, das kann wegen der dazwischenliegenden tiefen Kluft kein Geschöpf begreifen. Wenn ich mich noch genauer fassen soll: ‚Was Gott nicht ist, das haben wir erkannt; was er aber ist,

können wir nicht wissen.‘» Die Einsicht in die Unerkennbarkeit Gottes bewirkt aber im Menschen keine Lethargie, in der er sich um Gott nicht mehr mühte, sondern ein Sprechen, dessen Widerlager ein maßlos staunendes Schweigen vor Gott ist. Augustinus nennt diese Dialektik am Ende eines hymnisch gestimmten Gedankengangs über Gott: «Und was habe ich nun damit gesagt, mein Gott, mein Leben, meine heilige Wonne? Oder, was kann ein anderer über dich sagen, wenn er von dir redet? Doch wehe denen, die von dir schweigen, da schon die Redenden wie Stumme sind!» Gerade durch alle Anthropomorphismen des bedingten menschlichen Sprechens hindurch wird eine ‚wahre, reine und eingestaltige Erkenntnis‘ Gottes geistig-geistlich ermöglicht. Das redende, aus dem Schweigen sich artikulierende Hinneigen des Geschöpfs zu seinem Schöpfer wird sogar der Eigenschaften und der Dreieinigkeit Gottes als dessen unableitbarer Rechtstitel inne. Damit ist die Eigenwertigkeit der Schöpfung nicht aufgehoben. Im Gegenteil: im Maß, als die sprudelnde Quelle, aus der man trinkt, unerklärbar ist (und sie ist es in Wirklichkeit), ist auch Gott nicht zu erklären. Die Realität der Schöpfung wird just auf Grund ihrer unausdeutbaren Autonomie Widerspiegelung Gottes. Die göttliche Erhaltung und Regierung der Welt ist sekundär sichtbar aus deren Abglanz im Geschöpflichen. Zuhöchst läßt sich all das in Gottes vornehmstem Geschöpf, im Menschen, ablesen, dessen paradiesische Schönheit und Vollkommenheit durch den Sündenfall allerdings gebrochen ist. Das zu erwartende Endgericht verbürgt hingegen eine Art Restitution des Geschaffenen in alter und doch neuer Schönheit.

In *Band II* ist von der Gnade, von Christus und von der Heiligung die Rede. Die Überschrift: «Von der Gnade», mag den scholastischen Gedanken einer Zweiheit von Natur und Übernatur vielleicht etwas anachronistisch anklingen lassen, da die Kirchenväter das Gedankenspiel einer «reinen Natur» und deren Gnade-Überbau vom Ansatz ihres Denkens her (in dem der Mensch immer schon als begnadeter erfahren wurde) in keiner Weise zu denken vermochten. Die

Texte aber, die hier präsentiert werden, möchte man nicht missen. Jenseits von irgendwelcher «Werkheiligkeit» wird darin das biblische Vollkommenheitsideal (mit all seinen ethischen Implikationen) als Gradmesser des christlichen Selbstverständnisses vorgewiesen und in derselben Strenge gefordert, wie es der Gründer des Christentums zur unabdingbaren Prämisse christlicher Nachfolge gemacht hat. Einmal in dogmatischer Form, zum Beispiel in einem Schreiben der Synode von Karthago an Papst Zosimus: «Es sei im Banne, wer sagt, die Gnade Gottes, durch die wir gerechtfertigt werden durch Jesus Christus unsern Herrn, wirke nur die Vergebung der vergangenen Sünden, sie helfe aber nicht, die Sünden in Zukunft zu meiden...». Christi Erlösungstat hat insofern futurischen Charakter, als sie dem Menschen ein sündenfreies Leben gnadenhaft ermöglicht. Aber immer ist die Gnade das Entscheidende, die «Verdienste» des Menschen sind schlechterdings Gnadenerweise Gottes: «Niemand kann... wahre Tugend, aufrichtige Liebe, gottesfürchtige Enthaltbarkeit besitzen außer durch den Geist der Tugend, der Liebe und der Enthaltbarkeit.» So spricht Augustinus denselben Sachverhalt aus und betont dabei den Übergriff der Gnade Gottes, in deren Hut der Mensch «vollkommen» zu werden hat. Im Zentrum all dieser Gedanken aber steht Jesus Christus: der Ausdruck «Nachahmer Christi» signalisiert das Zweitrangige des Menschen vor seinem Schöpfer und Erlöser. Und gerade diese christozentrische Auffassung des Glaubens und dessen Vollzugs im Leben dürfte ein Vätererbe sein, an dem sich alle Konfessionen mit ihren Heiligungsvorstellungen zu messen hätten.

In *Band III* schließlich kommen die «konkreten» Bereiche und deren Friktionsmöglichkeiten zur Sprache: das christliche Leben, der Nächste und die christlichen Stände. «Das christliche Leben» ist ein Sammeltitlel, unter dem Fragen und Probleme einer christlichen Lebensführung ganz allgemein, dann aber auch sehr genau die Erörterung eines «Fortschritts», eines geistigen Wachstums ihren Platz gefunden haben. Aber auch die religiöse Praxis ist daraus nicht wegzu-

denken: Gebet, Arbeit, Ruhen, Aufenthalt in der Einsamkeit, Schweigen, Fasten, kurz alle die nicht zu missenden Teilwerte einer christlichen Aszese (was «Übung» heißt) dürfen hier in immer wiederholten Paränesen breiten Platz beanspruchen. In origineller Weise geht es dabei nicht zuletzt um schlicht hygienische und Ernährungsfragen (zum Beispiel um Naturkost und natürliche Lebensweise). Der Nächste ist Anlaß intensiven Nachdenkens über den einzelnen und die Gemeinschaft, um Eintracht und Frieden, über zwischenmenschliche Verhaltensmaßregeln (zum Beispiel den Nächsten nicht zu richten und zu verurteilen), über arm und reich und immer zentral: um die Nächstenliebe. An der patristischen Ständelehre könnte der moderne Leser bisweilen am ehesten seine Vorbehalte anbringen. Die zum Teil sehr krud gehaltenen und sich an rein utilitaristische Überlegungen haltenden Verurteilungen des Ehestandes und die um so hymnischer getönten Lobreden auf die Jungfräulichkeit um Christi willen entspringen doch wohl ebensosehr der Liaison dangereuse mit dem Neuplatonismus wie dem Evangelium (obwohl nicht zu verkennen ist, daß auch bei Paulus und in den Evangelien die Ehe nicht immer mit Handschuhen angefaßt ist). Aber noch in den pessimistischsten Überlegungen über das Leben in der Ehe zeichnet sich ein Menschliches ab: der wirkliche Einblick in wirkliche Verhältnisse.

Ein abschließendes Urteil über diese neue und sich auf alte Formen der Vätertradition (auf die in der christlichen Überlieferung bekannten Florilegien, Katenen, Sentenzen und Etymologien) beziehende Ausgabe der *Texte der Kirchenväter* ist, solange nicht alle fünf Bände vorliegen, noch nicht zu geben. Hingegen darf mit voller Berechtigung auf die mannigfachen Verwendungsmöglichkeiten dieser handlichen Bände hingewiesen werden: es wäre unendlich schade, wenn sie von den beruflich mit Predigt und Lehre Beauftragten übersehen und vor allem: nicht gebraucht und benützt würden. Der dogmatische Aufbau sichert von selbst deren leichte Benützbarkeit. Bedenklicher aber wäre es, wenn die gewöhnlichen Christen

diesem geäußerten Schatz christlicher Reflexion verständnislos gegenüberstehen. Im Zug der sich auf ihre Quellen rückbesinnenden Kirchen (deren gegenseitige Verständigungsmöglichkeiten im Maße wachsen, als sie sich gemeinsamen Ursprüngen nähern) hat diese Ausgabe (die von der Anlage her nicht «schwierig» ist) eine hohe Aufgabe, nämlich: dem modernen Menschen jene Unmittelbarkeit des Glaubens nahezubringen, die den Vätern eigen war.

Alois Haas

¹*Texte der Kirchenväter*, Eine Auswahl nach Themen geordnet. Herausgegeben von *Alfons Heilmann* unter wissenschaftlicher Mitarbeit von *Heinrich Kraft*, bisher 3 Bände, Kösel-Verlag, München 1963/64. — Der Kösel-Verlag hat sich seit alters um die deutschsprachige Edition der lateinischen und griechischen Kirchenväter verdient gemacht. Drei Ausgaben einer «Bibliothek der Kirchenväter» sind dort schon erschienen: in 39 Bänden, 1830—1853; in 80 Bänden, 1869—1888; in zwei Serien von je 63 und 20 Bänden, 1911—1938.

KATHOLISCHE NEUERSCHEINUNGEN

Die Fülle der eingegangenen Bücher und Schriften zwingt uns zu ganz besonderer Kürze. Zentral ist immer die Glaubenslehre, auf der Praxis und Leben aufbauen. Im letzten Überblick wurde schon auf den ersten Band eines Standard-Werkes hingewiesen, das nun mit dem Erscheinen des zweiten und dritten Bandes seine Vollendung gefunden hat: *Die katholische Glaubenswelt*¹. Das wirklich in seiner Art überragende Werk ist von einem Team französischer Dominikaner geschaffen, 1952, und die vorliegende deutsche Ausgabe steht 1961 auch schon in der dritten Auflage. — Neben solch einer Summa erscheinen ständig sehr viele Einzelstudien und wichtige historische Texte. So in einer vorzüglichen lateinisch-deutschen Edition zwei «Theologische Frühschriften» von *Augustinus*: «Vom freien Willen» und «Von der wahren Religion»². Aus den «Retractationes», den «Überprüfungen», der Kritik des alten Augustinus an seinen früheren Büchern sind die entsprechenden Abschnitte zu den beiden Frühschriften als Anhang beigelegt. — Nicht jeder theologisch Interessierte hat Zeit und Kraft, sich an die Summa von *Thomas von Aquin* zu machen. Ein Band der Herderbücherei bietet alle wichtigen Texte der Summa zum grundlegenden Thema:

«Gott und seine Schöpfung», mit einer hervorragenden Einleitung von Max Müller³. — Von den theologischen Monographien sei zunächst der große Band von *Anton Burkhardt*: «Der Mensch, Gottes Ebenbild und Gleichnis», genannt⁴. Es ist eine Tübinger Dissertation, die nur die Ebenbildlehre des Tübinger Theologieprofessors Franz Anton Staudenmaier (1800—1856) behandelt, eine wahre Bereicherung für jene, die um ein christliches Menschenbild ringen. — Mit besonderer Freude kann man das Buch des Regens des Priesterseminars Solothurn, *Leonhard M. Weber*: «Mysterium magnum», anzeigen⁵. Es enthält drei Teile: Die Natur der Ehe, Christliche Bejahung personaler Geschlechtlichkeit, Ehelosigkeit und Jungfräulichkeit. Die klare, mutige Darstellung ist wirklich ein Beitrag «zur innerkirchlichen Diskussion» um den ganzen Fragenkomplex, unter umfassender Berücksichtigung bekannter und weniger bekannter neuester Literatur. — Die Brücke vom Katholizismus zu aller Zeit zum Katholizismus in unserer Zeit (so heißen die zwei Teile des Buches) sucht der Däne *Peter Schindler* in «Alte Wahrheit neu gelebt» zu schlagen⁶. Ein dänischer Verlag ließ einen protestantischen Dogmatikprofessor über den heutigen Protestantis-

mus, einen Oberrabbiner über das moderne Judentum und Peter Schindler über den Katholizismus unserer Zeit je ein Buch schreiben. Man kann nur sagen: Peter Schindler ist in einer lebendigen, ansprechenden Form seiner Aufgabe gerecht geworden, verständlich für einen breiten Leserkreis, ohne die Tiefe vermissen zu lassen. Ausführlich möchte man über ein besonderes Buch schreiben: *Gerald Vann*: «Der Lebensbaum. Studien zur christlichen Symbolik⁷.» Hier wird aus dem Geiste von Jung, Kerényi, Eliade, aus innerstem Symbolverstehen über das Mysterium Christi und der Messe gehandelt. Wer in der Angst lebte, der christliche Glaube werde durch das Ernstnehmen tiefenpsychologischer Aspekte auch in Psychologie aufgelöst, wird durch das Werk des englischen Dominikaners eines besseren belehrt, ja ahnt, welche Bereicherung wir durch die neue Symbolforschung noch erwarten dürfen. *Teilhard de Chardin* ist heute die Gestalt, an der sich die Geister wohl mehr als an jeder andern scheiden, in restlos Bejahende, total Ablehnende und kritisch Unterscheidende. Wer ihn aus «Der Mensch im Kosmos» als Paläontologen und Evolutionisten kennt, hat nur die eine Seite seines Wesens vor sich. Man muß ihn vor allem auch in seinem religiös-mystischen Kern erfassen. Der Walter-Verlag Olten hat nun den vierten und fünften Band des Oeuvres in einer muster-gültigen Ausgabe dem deutschsprachigen Leser vermittelt. Die drucktechnische Gestaltung ist eine Augenweide. In «Der göttliche Bereich» spricht der Mystiker vom neuen Jasagen zur Erde, in der ihm Gott durchschimmert, wobei auch die Theologie des Kreuzes im Erleiden des Wachstums und der Minderung ihren Platz hat⁸. In «Die Zukunft des Menschen» zieht der Paläontologe die Linien der Evolution in die Zukunft aus: «Die Vergangenheit hat mir die Bauart der Zukunft enthüllt⁹.»

Ein Thema, das bei der tiefgreifenden religiösen und kirchlichen Neubesinnung von einer fast aufwühlenden Aktualität ist, ist die Gestalt des Priesters, seines Nachwuchses und dessen Ausbildung. Man erinnert sich an das weltweite Echo um die Arbeiterpriester in Frankreich und der Sistierung des Experi-

mentes unter Pius XII. Die groß angelegte und gründliche Hamburger Dissertation von *Gregor Siefert*: «Die Mission der Arbeiterpriester» ist fast ungewollt zu einer Rechtfertigung und Verteidigung der Intentionen der Arbeiterpriester geworden¹⁰. Im deutschen Sprachgebiet ist dieses Buch das einzig maßgebende zum Thema, gründlich, allumfassend und dazu spannend von Anfang bis Ende. — Ebenfalls vom Soziologischen her, unter dem Druck der wachsenden Priesternot, ist die gründliche Studie von *Dellepoort*, *Greinacher* und *Menges*: «Die deutsche Priesterfrage» entstanden, reich an Tabellen, Figuren, Kartogrammen¹¹. — Als Dissertation der Universität München behandelt der Psychologe *Hermann Stenger* in «Wissenschaft und Zeugnis» die «Ausbildung des katholischen Seelsorgeklerus in psychologischer Sicht¹²». Das Buch zeugt von großem Wissen, weiser Klugheit und feinem psychologischen Fingerspitzengefühl.

Der religiöse Mensch bedarf auch immer wieder echter geistlicher Erbauung. Im Sinn des neuen Jasagens zur Erde in ihrer ganzen Transparenz hat *Pierre Charles* den «Lobpreis der Dinge» gesungen, oder, wie der französische Titel sagt: «La prière de toutes les choses¹³.» Ein liebenswürdiges Buch. In der gleichen Richtung, aber noch tiefer gräbt der durch seine tibetische Medizin-Philosophie bekanntgewordene Benediktiner *Cyrrill von Korvin-Krasinski* in «Die geistige Erde¹⁴». Es geht um die Begegnung christlicher Symbole mit dem mütterlichen Aspekt der materiellen und geistigen Dinge im Sinne östlicher Weisheit.

Religiöse Impulse gehen vielleicht noch intensiver von lebendigen Gestalten als von wahren Ideen aus. *Wilhelm Schamoni* zeigt in «Menschen aus der Kraft Gottes» an die hundert weitgehend unbekannte Porträts von Seligen und Ehrwürdigen der Kirche vom Ende des Mittelalters bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, mit je kurzer Beschreibung des Porträtierten¹⁵. Walter Nigg schrieb das Vorwort. — So scheinbar fern allem modernen Leben der «Sahara-Heilige» *Charles de Foucauld* war, so aufgeschlossen sind sehr viele heutige Menschen für seine Botschaft. Sie tritt uns in besonders plasti-

scher und ergreifender Weise in den «Aufzeichnungen und Briefen» entgegen, wie sie *Jean-François Six* zusammengestellt hat¹⁶. Nach Charles de Foucaulds Tod kam es zu der von ihm ersehnten religiösen Gemeinschaft der «Kleinen Brüder Jesu». Ihr Prior *René Voillaume* sucht den Geist des großen Vorbildes durch ständige Briefe in den Brüdernkreisen zu vertiefen. Der zweite Band der *Lettres aux fraternités* liegt nun in guter Übersetzung vor: «Botschaft vom Wege.» Briefe weltnaher Bruderliebe¹⁷.

Es würde den Rahmen dieses Überblickes sprengen, wollte man noch einzeln die vielen neuen Herderbändchen nennen, zum Konzil, zum Beispiel von Prof. Küng, zum Shakespeare-Jubiläum, über Taizé, von *Reinhold Schneider*: «Winter in Wien.» Von diesem Autor hat der Herder-Verlag auch noch ein sehr eindringliches Buch der Betrachtung und des Gebetes veröffentlicht: «Allein der Wahrheit Stimme will ich sein¹⁸.» Noch einmal Reinhold Schneider, der Betende, Ringende, Siegende.

Gebhard Frei

¹Die katholische Glaubenswelt. Wegweisung und Lehre. Herausgegeben von einer Arbeitsgemeinschaft von Theologen. Band II: Moraltheologie. — Band III: Die Heilsökonomie. Herder-Verlag, Freiburg i. Br. 1961. — Vgl. Schweizer Monatshefte, 40. Jahr, Heft 9, S. 948ff. ²Augustinus: Theologische Frühschriften. Vom freien Willen. Von der wahren Religion. Übersetzt und erläutert von Wilhelm Thimme. Artemis-Verlag, Zürich und Stuttgart 1962. ³Thomas von Aquin: Gott und seine Schöpfung. Übersetzt von Paulus Engelhardt, O. P., Dietmar Eickelschulte, O. P. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Max Müller. Herder-Bücherei, Band 163. ⁴Anton Burkhardt: Der Mensch, Gottes Ebenbild und Gleichnis. Ein

Beitrag zur dogmatischen Anthropologie F. A. Staudenmaiers (Freiburger theologische Studien, 79. Heft). Herder, Freiburg i. Br. 1962. ⁵Leonhard M. Weber: *Mysterium Magnum*. Zur innerkirchlichen Diskussion um Ehe, Geschlecht und Jungfräulichkeit. (Quaestiones Disputatae, Band 19.) Herder, Freiburg i. Br. 1963. ⁶Peter Schindler: *Alte Wahrheit neu gelebt*. Katholizismus in unserer Zeit. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1960. ⁷Gerald Vann: *Der Lebensbaum*. Studien zur christlichen Symbolik. Benziger-Verlag, Einsiedeln 1962. ⁸Pierre Teilhard de Chardin: *Der göttliche Bereich*. Ein Entwurf des inneren Lebens. Walter-Verlag, Olten und Freiburg 1962. ⁹Ders.: *Die Zukunft des Menschen*, ebd. 1963. ¹⁰Gregor Siefert: *Die Mission der Arbeiterpriester*. Ereignisse und Konsequenzen. Ein Beitrag zum Thema: Kirche und Industriegesellschaft. Verlag Hans Driewer, Essen 1960. ¹¹J. Dellepoort, N. Greinacher, W. Menges: *Die deutsche Priesterfrage*. Eine soziologische Untersuchung über Klerus und Priesternachwuchs in Deutschland. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1961. ¹²Hermann Stenger: *Wissenschaft und Zeugnis*. Die Ausbildung des katholischen Seelsorgeklerus in psychologischer Sicht. Verlag Otto Müller, Salzburg 1961. ¹³Pierre Charles: *Lobpreis der Dinge*. Herder, Freiburg i. Br. 1962. ¹⁴Cyrrill von Krasinski: *Die geistige Erde*. Origo-Verlag, Zürich 1960. ¹⁵Wilhelm Schamoni: *Menschen aus der Kraft Gottes*. Credo-Verlag, Wiesbaden 1962. ¹⁶Charles de Foucauld: *Aufzeichnungen und Briefe*. Zusammenge stellt von Jean-François Six. Herder, Freiburg i. Br. 1962. ¹⁷René Voillaume: *Botschaft vom Wege*. Briefe weltnaher Bruderliebe. Vorwort von Weihbischof Julius Angerhausen. Herder, Freiburg i. Br. 1962. ¹⁸Reinhold Schneider: *Allein der Wahrheit Stimme will ich sein*. Herder, Freiburg i. Br. 1962.

DEUTSCHE PROSA

Erzählungen und Kurzgeschichten

Die epische Kurzform der Erzählung hat in der zeitgenössischen deutschen Literatur an Boden gewonnen. Noch immer gilt zwar der Roman als hohe Bewährungsprobe; wer sie bestanden hat, und sei es nur mit mäßigem Erfolg, wird als Schriftsteller eher für voll genommen. Erzählungen gelten merkwürdigerweise als Nebenwerke — völlig zu Unrecht, wie uns jede vollkommene Probe der Gattung beweist. Unter den überaus zahlreichen Kurzgeschichten, Stories und Prosastücken, die seit 1945 erschienen sind, finden sich zweifellos kleine Meisterwerke. Eine Renaissance der deutschen Novelle ist dennoch kaum zu erwarten. Diese, streng und geschlossen in ihrem Aufbau, setzt Gesellschaft voraus; denn Novellen sind — nach Friedrich Schlegels Definition in «Nachricht von den poetischen Werken des Johannes Boccaccio» — Geschichten, «wie man sie in Gesellschaft erzählen würde». Die soziologische Voraussetzung der klassischen Novelle ist — namentlich in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg — nicht mehr gegeben. Der angelsächsische Einfluß, der Film, wahrscheinlich auch die Schwierigkeiten um die Person des Erzählers, die als Krise des Romans bekannt sind, haben auch für die epischen Kurzformen ihre Konsequenzen.

Offenkundig ist die Unsicherheit der Theorie und der Kritik. Die Gattung Kurzgeschichte läßt sich nicht ebenso schlüssig definieren wie die klassische Novelle, deren Vorbilder bei Boccaccio und in den mittelalterlichen Legenden gesucht werden. Wodurch aber konstituiert sich die Kurzgeschichte, die Erzählung? Eine eigene Gattung, sagt Wolfgang Kayser, sei sie eigentlich nicht. Gewisse Eigenschaften wiesen darauf hin, daß die Erzählung im Gegensatz zum Roman auf einen Sitz aufgenommen werden könne. Aber damit, daß wir die unbestreitbare Tatsache der geringeren Seitenzahl feststellen, haben wir die Kurzgeschichte weder vom Roman noch von der klassischen Novelle deutlich genug unterschieden. Andererseits aber wird man sich daran erinnern, daß

Friedrich Schlegel als kennzeichnendes Merkmal der Novelle die «einzig schöne Seltsamkeit» erwähnt, die Konzentration der Handlung auf eine wesentliche Begebenheit. Seltsame Durchblicke, entscheidende Augenblicke sind es aber auch, die in den Prosaerzählungen festgehalten sind, von denen wir hier zu berichten haben.

Ein Schriftsteller, der die erzählerische Kurzform bevorzugt, ist *Wolfdietrich Schnurre*, der bereits eine ganze Reihe von Sammlungen kurzer Geschichten vorgelegt hat und auch mit seinem neusten Buch, dem Erzählungsband *Funke im Reisig*¹, Beispiele der Gattung anbietet. Freilich stellt er uns, gerade was die Frage nach der Gattung betrifft, vor neue Probleme. Der Umfang der Erzählungen, die in dem Band vereinigt sind, ist sehr unterschiedlich. Einige Stücke, zum Beispiel «Sterben», muten an wie eine kleine Sammlung einzelner Studienblätter, andere, zum Beispiel «Das Versäumnis», geben den Ablauf einer Handlung. Schilderung und Beschreibung nehmen, im Verhältnis zum Umfang der einzelnen Werke, einen beträchtlichen Raum ein. Die direkte Rede, ja die breit ausgeführte Dialogszene (Beispiel: «Schwestern») steht ebenfalls in einem Spannungsverhältnis zur epischen Kurzform. Für den Leser ergibt sich daraus der Eindruck, er habe Bruchstücke in der Hand, Scherben, deren gezackte Ränder noch andeuten mögen, wie sie zusammengehören. Man kann sich vielleicht eine Vorstellung davon bilden, wie das Gefäß etwa aussehen müßte, dessen Bestandteile gegeben sind. Der Band «Funke im Reisig» wird durch ein Prosastück eröffnet, das den eher befremdlichen Titel «Ein Leben» trägt: befremdlich aus dem einfachen Grunde, weil Kindheit, erste Erfahrungen, Glück und Enttäuschung eines jungen Lebens, das aufhört mit dem klaren Apriltag, an dem es sich hinter Kasernenhofmauern verliert, eigentlich doch nach der rüstig ausschreitenden Erzählung rufen, nach viel Zeit, nach Verweilen und Anschauen. Schnurre durchheilt als Erzähler die-

ses Leben auf ein paar wenigen Seiten und erst noch in der Weise, daß er Einzelheiten mitteilt, Fetzen einer Mikrowelt, die in größere und umfassendere Zusammenhänge einzufügen ihm Zeit und Raum fehlen. Vielmehr sind es genau diese Zusammenhänge, die zerrissen und zerstört sind. Der Leser wird sich der Zerstörung um so deutlicher bewußt, als ihm von Seite zu Seite Bestandteile der Wirklichkeit in Großaufnahme entgegentreten. Nicht das Kinderzimmer, aber das Bettgitter und der Kupferknopf am Nachttisch blitzen in diesem Film der Einzelheiten auf.

Wolfdietrich Schnurre scheint in seinen Erzählungen immer im Hinblick auf das Geschlossene, Ganze, Zusammenhängende anzusetzen. Seine Kunst besteht in der Meisterschaft, durch Scherben die Gestalt des Gefäßes anzudeuten. Als Fragment, das über sich selbst hinausweist, erscheint bei diesem Schriftsteller die neue Form der Erzählung, vielleicht nicht immer gleich stark und überzeugend; aber in den besten Stücken des Bandes, in «Schwestern» und «Das Versäumnis», sind Aufbruch und Rebellion des Menschen, der sich geschändet und erniedrigt sieht, durch die verlorene und nur noch durch Aussparungen spürbare Form ebenso beschworen wie durch die Fakten, die der Erzähler mitteilt.

Eine Schwäche indessen, die Schnurres Prosa gefährdet, wird gerade in der Titelerzählung «Funke im Reisig» überdeutlich. Ein Jäger lauert mit seiner Frau zusammen auf hoher Wildkanzel im Hochwald auf den Hirsch, einen bösen Einzelgänger. Zwischen den beiden Menschen steht unausgesprochen die Erinnerung an das Versagen des Mannes, der in den Wirren der Niederlage Dora, die Frau, vor der Gewalt der siegreichen Eroberer nicht beschützt hat. Schauplatz dieser belastenden Erinnerung ist nicht der herbstliche Wald, sondern ein Kellerloch. Nicht die röhrenden Hirsche waren damals zu hören, sondern Schüsse und Schritte. Das Bewußtsein wechselt in der Erzählung «Funke im Reisig» zwischen den beiden Schauplätzen und Zeitebenen hin und her. Mosaikstein um Mosaikstein fügen sich die beiden Episoden zusammen: das Geschehen im Keller

und das Erscheinen des Hirsches, der seinen Artgenossen die Hindinnen streitig macht. Der Schuß auf den Mörderhirsch muß in dieser Gegenüberstellung als Ersatzhandlung für das erkannt werden, was im Keller versäumt wurde. Das ist an und für sich eine gewagte Konstruktion; aber die Gefahr erwächst nicht aus dem Vorwurf selbst, sondern aus der Technik seiner Durchführung, und damit berühren wir die Schwäche, die Schnurres Erzählkunst in diesem neusten Band bedroht.

Im Bemühen nämlich, die Einzelheiten und die Wirklichkeit so plastisch wie möglich, so klar und so groß, wie es die Sprache überhaupt erlaubt, dem Leser vor Augen zu stellen, verfällt Schnurre sprachlicher Detailmalerei. Das liest sich dann abschnittsweise wie Hermann Löns im Konzentrat: Zwölftender, Vierzehnder, Eichenschonung, Hochsitz, modernde Birken im Farn und bunt flammender Mischwaldgürtel dahinter, das metallene Organ, der Baß des Einzelgängers. Die Neigung zu pastosem Wortschatz und mehr noch zum literarischen Bildchen verträgt sich nicht gut mit der dichterischen Wahrheit, die uns aus den überzeugend gelungenen Erzählungen dieses Bandes entgegentritt. In «Sterben» lesen wir von verdorrttem Moos: «Als das Gewitter am Abend behutsam, um keinem der Entwöhnten wehe zu tun, die ersten Tropfen herabwarf, war das Moos schon vor Stunden gestorben.» Der Falter im Netz der Spinne: «Sogleich entstand vor seinem inneren Auge wieder der an- und abschwellende Lichtton, der die fürchterlichen Kreise markiert hatte, in denen die knöcherne Traumspinne saß.» Derartige Anthropomorphismen, vor allem jedoch auch die überladenen Komposita wie beispielsweise «Kleiderschranklungen» oder «Kupferknopff Faust» und «Fledermausflügeloblaten» stehen da nun wie falsche Oasen in der Lebenseinöde, mit der es der Erzähler zu tun hat. Offenbar sollen auch sie auf das verlorene Paradies, auf den zerrissenen Zusammenhang hindeuten. Aber während das durch die Technik des Aussparens gelingt, erscheinen diese Inseln überreicher Edelsprache weit eher als Gipsabgüsse denn als Urgestein.

Die künstlerische Leistung Wolfdietrich Schnurres steht außer Zweifel. Sie ist in der besten Erzählung des Bandes «Funke im Reisig», in «Schwestern», ebenso gültig ausgewiesen wie in «Reise zu Babuschka», jenem harten und knappen Bericht über den Tod an der Front aus dem Band «Eine Rechnung, die nicht aufgeht». Wir begegnen dieser Erzählung wieder in *Horst Bingels Anthologie Deutsche Prosa*², die «Erzählungen seit 1945» im Sinne eines Überblicks und gleichzeitig als Ergänzung zu Bingels Anthologie «Deutsche Lyrik» zusammenstellt. Es ist eine umfangreiche und höchst vielgestaltige Sammlung, die uns da in die Hand gegeben wird, und der Herausgeber bezeugt ausdrücklich, daß ihn der Plan, die Prosa seiner Generation vorzustellen, in Raumbedrängnis gebracht habe. Um nicht den Autoren im Wege zu sein und ihnen den Platz wegzunehmen, hat er darum auf sein bereits vorliegendes Nachwort verzichtet: das Buch war von der Seitenzahl her festgelegt. Der Leser wird also seinen Weg selber suchen müssen, wird vergleichen und wägen, ohne daß ihm kritische Hilfe angeboten wird. Nur in einer Hinsicht ist das doch zu bedauern: Man erfährt nicht, von welchem Gattungsbegriff Bingel sich leiten ließ, als er — der kurzen Herausgebertotiz zufolge — «Kurzgeschichten, Parabeln und kürzere Erzählungen» aufnahm. In seiner Anthologie finden wir neben durchgeformten Kabinettstücken der epischen Kleinform ausgewählte Seiten aus Romanen, die sich mehr oder weniger leicht aus dem Zusammenhang herauslösen ließen. Der Wunsch, eine repräsentative Auswahl zu treffen, war stärker als die Absicht, ausschließlich «gut erzählte Geschichten» zu bieten. Es läßt sich nun gerade etwa an dem Beispiel «Der Knecht Kaspar», einem Ausschnitt aus dem Roman «Herr Tourel» von Otto F. Walter, den Bingel in seine Anthologie aufgenommen hat, sehr deutlich erkennen, daß offenbar gewisse Formgesetze der Kurzgeschichte bestehen müssen. Der Text aus Walters Roman, verzahnt mit Vorgeschichte und Fortsetzung, hinterläßt den Eindruck einer Leseprobe. Was der zeitgenössische Romancier mit verfeinerten Mitteln der Dar-

bietung, mit Einschüben und Rückblenden zum Beispiel, mit innerem Monolog und all dem Instrumentarium der modernen Roman-technik zu geben vermag, das bedarf des breiten Raums, um künstlerisch wirksam zu werden. Auf den fünf bis zehn Seiten einer Kurzgeschichte ist das nicht möglich. Hier ist Ordnung von der Art nach wie vor geboten, von der Fénelon gesagt hat, sie sei dann verwirklicht, wenn man von der Arbeit keinen einzigen Teil verschieben könne, ohne alles zu schwächen, zu verdunkeln und zu zerstören. Daran, so glaube ich, erkennt man die vollkommene Kurzgeschichte. Damit ist nicht behauptet, irgendeine der faszinierenden Möglichkeiten, die sich dem Erzähler heute anbieten, sei von der epischen Kurzform ausgeschlossen. Aber nach wie vor besteht die Forderung nach Konzentration. Großartig ist sie zum Beispiel erfüllt in der Erzählung «Lange Schatten» von Marie Luise Kaschnitz. Das Erlebnis eines Mädchens, das sich von den Eltern und Geschwistern am Ferienstrand zurückzieht, auf Entdeckung ausgeht und in felsiger Wildnis die Begegnung mit dem fremden Jungen hat, Urkraft des Begehrens und Urkraft der Abwehr erfährt, ist rein nur durch das Bewußtsein Rosies erzählt. Langeweile und Überdruß der Halbwüchsigen, Wagemut und Furcht teilen sich dem Leser mit. Was dichterische Sprache zu leisten vermag, lehren diese paar Seiten eindrücklicher als mancher Doppelband. Und da nun zeigt sich, in neuem und überraschendem Sprachkleid, auch die kompositorische Struktur, der Bogen, der zu der «einzig schönen Seltsamkeit» ansteigt, der den Leser hinführt zu der Szene, in der mit den Kleidern des Jungen zugleich die Attrappen fallen, aus denen sich das Ferienmädchen seine selbstbewußte Backfischweisheit erbaut hat. Ein Augenblick der Wahrheit, schön und furchtbar, bezeichnet diese Szene den Höhepunkt des Bogens.

Es ist anregend und lehrreich, in diesem Band zu blättern. Übrigens sind unter den weit über sechzig Autoren neben Deutschen, Österreichern und Luxemburgern auch sechs Schweizer in die Auswahl aufgenommen, außer Otto F. Walter Kurt Marti, Max

Bolliger und Jörg Steiner. Von Friedrich Dürrenmatt enthält der Band die Prosaskizze «Der Theaterdirektor», von Max Frisch die Tagebuchaufzeichnung «Der andorranische Jude», jene Kurzerzählung, die in ihrer knappen, sachlichen Art an Kleists Anekdoten erinnert und die erste Fixierung des Motivs darstellt, aus dem das Stück «Andorra» entstanden ist.

Ein kleiner Nachtrag sei hier angefügt. *Albert Paris Gütersloh*, der Bewunderung und Verwirrung gestiftet hat mit seinem historischen Roman aus der Gegenwart «Sonne und Mond», legt eine Legende vor. Der Fabulierer, der Exkurse und aphoristische Ornamente über mehr als achthundert Seiten hin in breit ausladender, barocker Sprache zu einem Kosmos ebenso geistreicher wie unübersichtlicher Bezüge flocht, erzählt jetzt die Geschichte von *Kain und Abel*³. Die Deutung Güterslohs ist von großer Kraft, und wunderbar ist zu sehen, wie er sich selber in Zucht nimmt, wie er die sprachmächtige Fülle, über die er gebietet, in der strengen Form der Le-

gende bündigt. Daß dieser Außenseiter ein Meister des Romans sei, durfte man bei aller Bewunderung seiner gewaltigen und universalen Chronik bezweifeln, obgleich man keinen Augenblick dem Zauber zu enttrinnen vermochte, den Güterslohs Erzählergeist ausstrahlt. Die Erzählergabe erweist sich in dem kleinen, tiefsinnigen Buch von Kain und Abel aufs neue, und diesmal ist ein geschlossenes Ganzes entstanden. Erscheinungen wie diese verbieten es, überlieferte Formen abgelebt oder gar tot zu nennen.

Anton Krättli

¹Wolfdietrich Schnurre: Funke im Reissig. Erzählungen. Walter-Verlag, Olten und Freiburg im Breisgau 1963. ²Deutsche Prosa. Erzählungen seit 1945. Herausgegeben von Horst Bingel. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1963. ³Albert Paris Gütersloh; Kain und Abel. Eine Legende. Verlag R. Piper & Co., München 1963.

CURT VON WESTERNHAGEN: VOM HOLLÄNDER ZUM PARSIFAL NEUE WAGNER-STUDIEN

Diese Publikation mag als Ergänzung gelten zu Westernhagens umfänglicher Wagner-Biographie aus dem Jahre 1956. In lockerer Themenfolge wird hier in elf Einzeluntersuchungen die Entwicklung vom Früh- zum Spätwerk nachgezeichnet, wobei der Autor über die einzelnen Abschnitte hinweg dadurch eine spannungsvolle Einheit erzielt, daß er jeweils vom Analytischen zum Umfassenden fortschreitet¹.

Im Eingangskapitel weist Westernhagen darauf hin, daß wohl bei keinem anderen Musiker die Kenntnis des Privaten so leicht, aber auch so böswillig hervorgezogen worden ist, um dadurch das Werk zu verdunkeln und zu verurteilen; und er bemerkt — in Anspielung auf die grundlegende Wagner-

Arbeit von Ernest Newman —, daß viel eindringlicher, wenn auch weniger pikant als das oftberedete Thema «Wagner und die Frauen», dasjenige über «Wagner und das Geld» den Bayreuther und seine Zeit zu charakterisieren vermöchte. Dabei weist er auf die soziale Stellung eines Opernkomponisten um die Mitte des letzten Jahrhunderts.

Die ersten Kapitel sind dem Frühwerk gewidmet. So weist der Verfasser nach, wie Wagner schon im Holländer nicht als Musiker vom Anfang fortschreitend zum Ende komponiert, sondern beim ideellen Kern des Dramas einsetzt — hier also bei der Ballade des zweiten Aktes; das früheste Skizzenblatt zum Tannhäuser enthält vor allem den Schluß des zweiten Aktes; vom Lohengrin

ist zuerst der ganze dritte Akt komponiert worden; die erste Skizze zum Tristan mit dem Urmotiv der vier chromatisch aufsteigenden Töne ist mit «Liebesszene» überschrieben und weist damit auf den Mittelpunkt des Dramas, das Liebesduett des zweiten Aktes, hin. — Der Autor zeigt, wie der Tannhäuser bereits die harmonischen Funde des Tristan vorausnimmt, und legt dar, daß der Pariser Tannhäuser aus dem Jahre 1861 mit nach den klanglichen Errungenschaften des Tristan neukomponierten Bacchanal und Venus-Szene kein dramatischer Bruch bedeutet, wie dies oft behauptet und zuweilen auch von Wagner befürchtet worden ist, sondern daß der die verschiedenen Stadien von Wagners Komponieren widerspiegelnde Unterschied eben die dramatische Spannung in der Charakterisierung von christlichem Mittelalter und heidnischem Klangreiz erhöht. — Für das Wagnersche Arbeitsprocédé ist der Hinweis erhellend, daß schon im ersten Prosaentwurf zu Lohengrin am Anfang des zweiten Aktes quer am Rand ein musikalisches Thema notiert ist, aus dem der Zwiesengesang des dritten Aktes herausentwickelt worden ist; das nachkomponierte Vorspiel weicht auch insofern vom Typ der alten Opern-Ouvertüre ab, als sie nun nicht mehr einen abgekürzten Querschnitt des ganzen Stückes darstellt, sondern mit der folgenden Handlung direkt verbunden ist und damit eine dramatische Funktion hat, wobei in ihr die Gralswelt als Vorgeschichte der eigentlichen Oper musikalisch-gedanklich exponiert wird.

Von besonderem Interesse ist der Hinweis auf die Kompositionsskizze zu der liegengelassenen Oper Siegfrieds Tod aus dem Jahre 1850; damit widerlegt der Autor die auch in neueren Darstellungen noch wiederholte Meinung, Wagner habe zwischen 1848 und 1853 — also zwischen Abschluß des Lohengrin und Beginn des Rheingold — nichts komponiert außer zwei Gelegenheitsstücken — einer Polka und einer Albumsonate für Mathilde Wesendonck. Diese erste Skizze zur späteren Ringtetralogie muß Wagner seinem Zürcher Freund Jakob Sulzer geschenkt haben, dessen Sohn später nach Versailles übersiedelte; so erklärt es

sich, daß sie 1933 in der Collection Louis Barthou in Paris auftauchte und, zum Gedächtnis von Wagners fünfzigstem Todestag, in der Zeitschrift *L'Illustration* veröffentlicht worden ist. Gerade weil sie Wagner also im Jahre 1870 bei der Komposition der entsprechenden Stellen in der *Götterdämmerung* nicht mehr vorliegen konnte, ist der Vergleich der beiden Fassungen bedeutsam. Westernhagen zeigt — unterstützt von instruktiven Notenbeispielen — wie bei ähnlicher Wortakzentdeklamation in der Spätfassung die Tonartensymbolismen feiner durchgeführt sind. Zudem weist er nach, daß Newmans Bezeichnung dieser Frühschizze als «lohengrinizing» insofern nicht zutrifft, als hier Wagner — im Gegensatz zu den eine Takteinförmigkeit erfordernden vier- und fünffüßigen Jamben des Lohengrin — sich erstmals den freien rhythmischen Vers erarbeitet, der einen Wechsel der Taktarten gestattet und damit den Deklamationsstil der Spätwerke vorausnimmt.

Im weiteren erinnert Westernhagen daran, daß das Leitmotiv einerseits aus dem Erinnerungsmotiv in der früheren Oper und andererseits aus dem Sonatenthema — vor allem der spätbeethovenschen Prägung — sich herausentwickelt hat; und er verweist darauf, wie das Leitmotivverfahren einerseits auf die französische Literatur, im besonderen auf den Kreis um Stéphane Mallarmé, andererseits auf das Romanwerk Thomas Manns eingewirkt hat. Geschickt ist der Nachweis, daß die Wagnerschen Leitmotive, welche nicht bloß psychologisch-symbolisch, sondern ebensowohl in ihrer musikalisch-architektonischen Funktion zu verstehen sind, sich von Naturmotiven im Rheingold zu seelischen Signalen in den anderen Werken der Tetralogie differenzieren. — Westernhagen zeigt, daß die ideelle Wendung des Rings vom Heldischen zum Pessimistischen nicht mit Wagners Enttäuschung über den Staatsstreich Louis Napoleons vom 2. Dezember 1851 zu erklären ist, und er erbringt den Beweis, daß Wagner die Schopenhauersche Philosophie erst 1854 — also ein Jahr nach Erscheinen des Privatdruckes der Ringdichtung — kennenlernte und diese nur nachträglich auf die eigene Deutung des

Sinngehaltes eingewirkt hat. — In den Fragen zum Aufführungsstil wurden nach der Schrift von Wagners Zeitgenossen Heinrich Porges die verschiedensten Äußerungen Wagners auf den Proben referiert und lassen erkennen, wie der frühe Bayreuther Stil geprägt war einerseits von einem Shakespeareschen Realismus und andererseits von einer äschyleischen Überhöhung ins Monumentale, bevor er in den späten neunziger Jahren unter Cosima und ihrem Schwiegersohn, dem Kunsthistoriker Henry Thode, ins Statuenhafte neutralisiert wurde. — Bedeutsam ist Westernhagens Hinweis auf ausgesprochen kammermusikalische Partien gerade in der Ringpartitur.

Tristan ist als Einschub während der Ringarbeit entstanden; und man vernimmt nicht ohne Erstaunen, daß Wagner anfänglich damit — Nietzsche nannte es das «eigentliche Opus metaphysicum aller Kunst» — eine Erfolgsoper mit sicheren Tantiemen für eine italienische Truppe in Rio de Janeiro schreiben wollte. Mit einer ausführlichen Analyse wird dem auch heute noch zu hörenden Vorwurf der Wagnerschen Formlosigkeit widersprochen, indem der gesamte Tristan als große Bogenform dargestellt wird, die aber auch jeden der drei Akte sowie die zentrale Liebesszene in der Mitte des zweiten Aktes bestimmt; gerade dadurch aber erweist sich Wagners dramatischer Sinn, daß die analogen Partien in der Reprise entweder verkürzt oder beschleunigt wiederkehren.

Die Meistersinger, in unmittelbarer Nähe des Tristan entstanden, sind schon 1845 in Marienbad nach Abschluß des Tannhäusers — mit dem Sängerkrieg zu Nürnberg als Variante zum Sängerkrieg auf der Wartburg — projiziert worden als heiteres Satyrspiel nach der Tragödie. Es vergingen aber über zwanzig Jahre bis zur Vollendung der Partitur; an ihr weist der Autor den «angewandten Bach» nach: Die Verwendung von Choralphantasie und Fugato sowie die durchgehende Auflockerung von Wagners ursprüng-

lich akkordischer Kompositionsweise ins Lineare.

Am Parsifal wird die Verfeinerung der Motivtechnik nachgewiesen; so verwandeln sich hier — im Gegensatz zum Ring — die individuellen Motive zu Naturmotiven. Es werden Bezüge zu Palestrina wie zum zweiten Figaro-Finale aufgedeckt; und aufschlußreich ist der Vergleich der Klangpaletten in den beiden Gralsdramen Lohengrin und Parsifal.

Im Anhang beleuchtet der Autor das Nietzsche-Wagner-Verhältnis auf Grund der jüngsten Nietzsche-Forschungen; er weist mit Genugtuung darauf hin, daß die in seiner Wagner-Biographie vor bald einem Jahrzehnt dargelegten Vermutungen inzwischen durch den Nietzsche-Forscher Erich F. Podach bestätigt worden sind, wonach Nietzsche versucht habe, Cosima ideell an sich zu binden und durch sie Wagner zu beeinflussen und ihn damit in seiner Superiorität zu entthronen.

Die vorliegende Publikation besticht nicht nur durch Westernhagens gründlichste Kenntnis des gesamten kompositorischen und schriftstellerischen Wagner-Oeuvres, sondern auch durch die der umfänglichen frühen und neuesten Literatur über den Meister. So ist es beispielsweise dem Autor nicht entgangen, daß Thomas Mann einen Ausspruch Furtwänglers in seinem Wagner-Aufsatz aus dem Jahre 1933 — ohne Quellenangabe — wörtlich montierte. Gerade dem mit Wagner vertrauten Leser mag diese von sichtlicher Sympathie getragene Studie instruktive Anregungen zu vermitteln. Ein zwar unvollständiges, aber zeitlich umfassendes Literaturverzeichnis ergänzt die knappgehaltene und kritisch-hellsichtige Publikation.

Rolf Urs Ringger

¹Curt von Westernhagen: Vom Holländer zum Parsifal. Neue Wagner-Studien. Atlantis Verlag, Zürich 1962.